Im warmen Nest.

Roman von E. von Winterfeld-Warnow.

(3. Fortsetzung.)

„Er hat es gewünscht, aber nirgends bestimmt. Er hat uns die Ziegelei und das Haus vermacht, damit wir hier wie bisher zusammen weiterleben könnten, damit wir ein Heim hätten. Er hat nirgends gesagt, daß wir nun alle hier leben müßten. Das Heim bleibt dir, wie es allen Geschwistern bleibt. Willst du aber hier nicht leben, so steht dem nichts im Wege."

„Klara!"

„Nein, Gilfe, du sollst deinem Wunsche folgen können. Ich werde dir ein Taschengeld aussetzen, das dir erlaubt, in Berlin zu leben. Dein Vermögen kann ich dir natürlich nicht auszahlen. Das ist mir so rasch nicht möglich. Das wirst du verstehen, und es wäre auch direkt gegen Vaters Wunsch. Und nun, Schwester, hoffe ich, wird dein Mißtrauen gegen mich schwinden. Ich jedenfalls habe nie daran gedacht, euch unter meinen Willen zwingen zu wollen oder euch eine Ueberlegenheit zu zeigen, die wahrlich nicht vorhanden ist."

„Doch, Klara, die Ueberlegenheit ist da, denn du bist besser als ich. Ich habe dir noch immer gezürnt, ich habe dir unrecht getan, ich fühle es jetzt. Komm, sei mir nicht mehr böse. Ich danke dir, Klara. Mir ist leichter ums Herz, nun ich denken darf, daß ich hinaus kann aus der Enge, hinaus ins Leben. Vater hätte das Wort vom „warmen Nest" nicht schreiben sollen. Ich kann es nicht hören. Ich muß stets an ein kleines, dumpfes, enges Loch denken, in dem ich, ein freier Vogel, eingesperrt werden soll. Aber ich will den Flug versuchen in die Selbständigkeit, in das freie, köstliche Künstlerleben!"

Ein heller Schein glitt über ihre schönen Züge und verscheuchte wie im Nu die letzten Schatten der Krankheit.

Sie reckte die Arme weit aus.

„Ach, wenn ich doch erst wieder Kräfte hätte! Wenn ich doch bald anfangen könnte!"

Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte Klara. So eilig hatte sie es, fortzukommen, dachte sie, so schnell möchte sie die Trauer um unseren Vater von sich werfen? Aber sie verschwieg diesen Gedanken. Wozu neue Kämpfe anzetteln? Es nutzte zu nichts. Gilfe mußte ihren Weg gehen.

Laut sagte sie nur: „Erst müssen wir dich aber noch ordentlich pflegen. Du mußt viel gekräftigter sein, ehe du reisen kannst. Doch verzeih, ich muß jetzt zu Wilkens. Ich habe ihn ins Kontor bestellt, und ich mag die Leute nicht warten lassen.

Klara reichte der Schwester die Hand.

Das war äußerlich die Versöhnung; der Riß aber blieb, das fühlten beide. Den konnte nur die Zeit heilen.

* * *

Gilfe blieb allein auf der Veranda zurück. Mit strahlendem Lächeln blickten ihre Augen über das freie Feld, das sich jenseits des Wassers hügelartig erhob.

So frei sollte sie sein! Und wenn der Eisenbahnzug, der hier soeben vorüberrollte, wieder nach Berlin fuhr, dann sollte sie mitfahren können, hinein in das brausende Leben der Großstadt? Es war kaum auszudenken, so köstlich war es.

Da erklang der Ton einer Hupe vom Hoftor her.

„Ah, der Doktor mit seinem kleinen Automobil!" Gut, daß er gerade jetzt kam. Er sollte ihr bestätigen, daß sie gesund war, daß sie bald von hier fortgehen konnte.

Ein leichter Schritt wurde hörbar. Dann wurde die Tür zum Eßsaal geöffnet, und Doktor Jenssen kam eilends auf sie zu.

„Ah, Sie sind draußen, gnädiges Fräulein? Das freut mich, daß Sie es endlich versucht haben."

Mit ausgestreckter Hand trat er zu ihr, und sie reichte ihm die ihre mit einem so glücklichen Lächeln entgegen, daß er fast erschrocken auf sie niedersah.

Ganz selbstvergessen hielt er dann auch ihre Hand viel länger fest, als es nötig war. Sein Blick tauchte tief in ihre strahlenden Augen, hing wie festgebannt an ihren rosigen Wangen.

Was war mit ihr geschehen? Was hatte sie so sichtbar verändert?

Lächelnd entzog sie jetzt ihm ihre Hand.

„Sie sehen mich so erstaunt an, Herr Doktor! Sind Sie zufrieden mit mir?"

„Ob ich zufrieden bin?"

Er gab sich fast sichtbarlich einen Ruck und ließ sich dann auf dem Stuhl ihr gegenüber nieder. Ihm war, als müßte er Zeit gewinnen, ehe er als Arzt mit ihr sachlich und objektiv über ihr Befinden sprechen könnte. Eben war sie ihm nicht die Patientin gewesen, sondern das Holdeste, Schönste, was es auf der Welt für ihn gab.

Aber sie sah ihn wartend an, und er mußte antworten. Mechanisch ergriff er ihre Hand, um den Puls zu fühlen.

Wieder durchzuckte es ihn wie ein elektrischer Schlag, als er diesen zarten, weißen Frauenarm mit seinen Fingern umspannte. Doch die Gewöhnung kam als Rettung. Mechanisch zählte er die Pulsschläge, und nun wurde auch der Arzt in ihm wach.

Der Puls gefiel ihm nicht. Viel zu unruhig war er, viel zu flatternd.

„Sie sind so seltsam erregt heute, gnädiges Fräulein. Sie haben sich über irgend etwas aufgeregt. Ich hatte doch so dringend um Ruhe gebeten."

„Aufgeregt bin ich wohl, aber es ist freudige Erregung, Herr Doktor. Die schadet nie. Ich kann Ihnen ja auch sagen, was es ist. Sie sind uns in diesen Wochen ein Freund geworden, Sie wissen auch sicher durch Doktor Ewald von dem Testament unseres Vaters, das uns hier an den Ort bindet. Soeben sprach ich mit meiner Schwester Klara, die gewissermaßen die oberste Instanz bei uns ist. Klara bietet mir an, nach Berlin zu gehen und meine musikalische Ausbildung dort zu vollenden, um mich dann der Bühne widmen zu können."

„Der Bühne?"

Doktor Jenssen wiederholte es tonlos.

„Ja, das ist schon lange mein Wunsch. Ich bitte Sie nun heute, Herr Doktor, mir sagen zu wollen, wann ich nach Ihrer Meinung gesund genug sein werde, um nach Berlin abreisen zu können."

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Fräulein Gilfe — das will ich Ihnen nicht sagen!"

Erregt sprang der junge Arzt auf. Er vergaß alle ärztliche Vorsicht. Er fühlte nur, Gilfe wollte fort, sie, die er seit Wochen liebte. Er hatte seine Patientin von dem ersten Tage ihrer Krankheit an geliebt. Er hatte um ihr Leben gerungen, nicht allein um das Leben der Patientin, nein, um das geliebte Leben des eigenartigsten, schönsten Geschöpfes, das er je gesehen hatte. So war sie ihm schon erschienen, als er sie noch vor dem Tode des alten Herrn kennen lernte. So erschien sie ihm, als er sie in der tiefen Trauer am Begräbnistage sah. Und da lag sie vor ihm, hilflos und ohne Besinnung, und in seine Hand nächst Gott war ihr Leben und ihre Gesundheit gegeben. Aufopfernd hatte er sein Amt versehen. Jeden Tag war sie sein erster Gedanke gewesen, ihr galt sein erster Besuch. Und nun hatte er sie nicht für sich gerettet? Sie ahnte augenscheinlich nichts von seinen Gefühlen.

Bühnensängerin! Für Tausende sollte ihre Schönheit blühen, jeder sollte sie kritisieren dürfen, jeder durfte ihr mit Huldigungen nahen!

„Aber Herr Doktor, was ist heute nur mit Ihnen? Ihre Gedanken müssen ganz wo anders sein. Haben Sie einen sogenannten „schweren Fall", daß Sie so geistesabwesend und" — sie lächelte wieder — „so wenig höflich sind?"

Er hatte sich abgewandt gehabt und auf den Kanal hinausgestarrt, um ihr seine Erregung zu verbergen.

Nun fuhr er mit einem Ruck herum.

„War ich unhöflich? Verzeihen Sie! Ihre Frage kam mir sehr überraschend. Es ist wohl auch nicht so eilig mit der Entscheidung?"

„Doch, es ist eilig. Was soll ich hier? Den Betrieb der Ziegelei lenkt Clara, ich bin hier überflüssig. Und außerdem, ich will hier auch nicht bleiben — ich hasse dieses Kleinstadtleben!"

„Sie hassen es?"

„Ja, ich hasse diese alberne Wichtigkeit, die hier jedem Huhn und jedem Kuchen beigemessen wird. So lächerlich kommen mir diese Kleinstadttypen vor, die hier defilieren. Kennen Sie die Federtante, die den lieben Gott bittet, daß er schönes Wetter schicken möge, wenn sie Federn trocknen will?"

„Ja, und die so unendlich viel Gutes tut an den Armen ihres Viertels da oben am Berge."

„Am Liebkosenviertel! Ist nicht der Name schon zum Lachen?"

„Zum Lachen? Vielleicht, aber behaglich ist er auch und kosig. Und wenn Sie dann dort Tante Linchen sehen, die Handarbeitslehrerin mit dem glatten, grauen Scheitel, mit dem freundlichen Gesichtchen und der sauberen Kleidung, wie sie in ihrer kleinen, peinlich sauberen Wohnung hantiert, finden Sie dann nicht den Namen „Liebkosenviertel" so traulich wie das ganze Leben in dieser kleinen Stadt? Dort oben am Berge ist sie so verträumt und so heimlich, und hier unten am Kanal haben Sie Leben und Treiben, Fabriken und Kaminschlote, Dampfpfeifen, Lärm und Rufen. Dazu das Plätschern am rauschenden Wehr. Ich weiß nicht, was Sie entbehren, Fräulein Gilfe? Ich komme aus Berlin und habe mich noch keinen Augenblick zurückgesehnt nach dem modernen Babel an der Spree. Was wollen Sie dort? Wer ein so schönes Heim hat wie Sie, der sollte nicht hinausdrängen in die Unruhe und Rastlosigkeit der Millionenstadt. Wer in so warmem Nest sitzt —"

„Nennen Sie das Wort nicht," unterbrach sie ihn heftig, „ich kann es nicht mehr hören! Ich will nicht im kleinen Nest hocken, ich will hinaus, will meine Kräfte betätigen!"

„Das können Sie hier auch."

„Hier — als Klaras Vasallin?"

„Nein, als — mein Weib!"

Nun war es doch heraus, das Wort, das er nicht hatte sagen wollen, nicht sagen dürfen, wenigstens heute noch nicht. Es hatte ihn übermannt. Die Leidenschaft hatte ihn fortgerissen. Jetzt stand er selbst fast erschrocken, nachdem er es gesagt hatte.

Gilfe aber starrte ihn an, als wisse sie nicht, ob sie wache oder träume.

Sein Weib? Sie, Gilfe Brachmann, die hinaus wollte auf die weltbedeutenden Bretter, die die Welt zu ihren Füßen sehen wollte, die Frau eines einfachen Arztes einer kleinen Stadt? Wie lächerlich das war! Und sie lachte wirklich schrill auf.

Doktor Jenssen prallte zurück, als habe er einen Schlag erhalten. Sein schönes, junges Gesicht, das eben noch blaß vor Erregung gewesen war, überzog sich mit dunkler Glut.

Sie lachte, so höhnisch, so häßlich! Darüber konnte sie lachen?

„Fräulein Gilfe, ist das Ihre Antwort?"

„Meine Antwort? Nein! Meine Antwort ist klarer und deutlicher. Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich habe Ihnen viel zu danken, Sie haben mich vielleicht vom Tode gerettet. Aber Sie hätten dieses Wort nicht sagen sollen. Damit löschen Sie alle meine Dankbarkeit in meiner Seele aus. Wenn Sie wüßten, wie es in mir drängt nach Freiheit, nach dem Leben in meiner Kunst, auch nach ernster Arbeit, so würden Sie mich nicht fragen, ob ich hier bleiben wolle als Ihre Frau, die Frau eines Arztes in einer Kleinstadt."

„Und wenn ich von hier fortzöge?"

„Auch dann nicht."

„Und Ihre Stimme? Sind Sie ihrer so sicher? Wird Ihre Gesundheit den Anforderungen einer Bühnenlaufbahn gewachsen sein?"

„Wenn der Geist will, muß der Körper folgen."

„Gilfe, ist das Ihr letztes Wort? Sie werden kein Glück finden in jener Welt des Scheins und der Kabalen. Sie können auch hier der Musik leben. Vergessen Sie das Wort, das ich sprach. Ich will nichts weiter als Ihr Freund sein, aber bleiben Sie hier, lassen Sie jene Pläne von Künstlertum und Bühne. Der Lorbeerkranz ist oft ein Dornenkranz, an dem sich die Empfängerin blutig ritzt."

„Kein Wort weiter, Herr Doktor, Sie sprechen vergeblich. Ich gehe, sobald ich kräftig genug bin."

Doktor Jenssen biß sich auf die Lippen. Seine Rechte preßte sich fest um das eiserne Geländer der Veranda. Dann machte er eine rasche Wendung, als wolle er noch einmal ihre Hand fassen. Aber er riß sich los und schritt mit stummem Gruß hinaus.

Kurze Zeit darauf klang vom Hofe her der Ton der Hupe, der die vorübergehenden Arbeiter warnte, die gerade beim Arbeitsschluß aus der Ziegelei strömten.

Ein paar erschrockene große Kinderaugen starrten ihm nach. Gertrud hatte in dem Birnbaum neben der Veranda gesessen, und wenn die Glaswand sie auch hinderte, alles zu verstehen, so hatte sie doch genug gesehen und gehört, um zu wissen, um was es sich handelte.

Sie hatte in Aufregung gebebt, als sie sein Wort hörte: „Mein Weib!"

Und dann sah sie sein verstörtes Gesicht, sah seine schmerzlich bewegten Züge.

Gilfe wies ihn ab? Sie wies Doktor Jenssen ab, den „himmlischen jungen Doktor", wie er bei ihren Freundinnen hieß? War das möglich?

Aber ja, es war Wirklichkeit; denn er ging im Zorn. Und dann kam er nicht wieder, nie, nie wieder! Und wenn sie nun mal krank würde, dann würde man zu dem alten Doktor Ewald schicken müssen; aber Doktor Jenssen, Kurt Jenssen, kam nicht wieder. Und sie hatte es sich schon so herrlich ausgemalt, wie es sein würde, wenn sie auch mal krank werden würde. Und sie hatte sich schon heimlich eine Krankheit, so eine kleine, unschuldige Krankheit, gewünscht.

Gertrud glitt von ihrem hohen Sitz gewandt und leise herunter. Sie blickte sich scheu um, ob sie jemand gesehen habe, denn Klara schalt immer, wenn sie noch solche Backfischstreiche beging. Dann lief sie wie gejagt in den Park hinein.

Sie sank auf eine Bank, und als gerade noch einmal der Ton der Hupe herüberschallte, da barg sie ihr Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Kindertränen! Und doch nicht nur Kindertränen. So weinte das erwachende Mädchenherz in seinem ersten heißen Schmerz.

* * *

Ob Klara wußte, weshalb Gilfe die Vorbereitungen zur Abreise nun doppelt rasch betrieb? Ob sie wußte, weshalb nach einigen Tagen Doktor Ewald in Vertretung seines jungen Kollegen herauskam auf die Ziegelei, um sich nach Gilfes Befinden zu erkundigen, um sie noch einmal auf Herz und Lunge zu prüfen? Er stellte ihr das Zeugnis aus, daß sie reisefertig sei. Jedenfalls fragte Klara nicht und sprach keine Vermutungen aus. Sie betrachtete nur manchmal ihr Trudchen mit besorgten Blicken. Das Kind hatte jetzt so oft rot geweinte Augen. Der Schmerz um den Vater war nicht mehr so heftig, wenn sie ihn auch gewiß nicht vergessen hatte. Aber diese Tränen schienen einen andern Grund zu haben.

Was bewegte sie nur? Die Abreise der Schwester? Auch das schien Klara nicht wahrscheinlich. So nahe standen gerade Gilfe und Gertrud sich nicht. Eigentlich hatte Gertrud zum Winter in Pension kommen sollen, wenigstens wenn der Vater noch gelebt hätte. Jetzt wurde Klara der Gedanke schwer, sie wegzugeben. Wenn Gilfe auch fort war, würde sie nun ganz allein in dem großen Hause bleiben. Das dünkte sie gar zu schwer und zu einsam. Jetzt war ja Henning noch hier zu den Ferien. Aber er mußte ja auch bald zurück auf die Universität. Und wenn Wilhelm auch öfters herüberkam, so geschah das doch stets nur zu kurzen paar Augenblicke.

Soeben stand er mit Klara auf dem Hofe der Ziegelei und besprach allerhand. Da ging ein Mensch vorüber, der sehr seltsam aussah. Die Mütze saß ihm schief auf dem Kopfe und war weit nach hinten ins Genick gerückt. Ein eigentümlich scheuer Blick fuhr aus den tiefliegenden Augen zu Wilhelm Brachmann hinüber. Die Lippen bewegten sich, als ob er halblaut etwas vor sich hin spräche. Er grüßte aber den Herrn der Klarahütte nicht, sondern verschwand in einem Schuppen jenseits der Mauer.

Wilhelm Brachmann sah ihm ärgerlich nach.

„Ich verstehe nicht, Klara, wie du dir solch' einen Menschen in's Haus nehmen kannst — so einen vollständig Verrückten."

„Nein, Wilhelm, der Emil ist kein Verrückter; ein armer Blöder ist er, ein harmlos guter Mensch, dankbar wie ein Kind für jede Freundlichkeit. Und denke doch, was ich aus ihm gemacht habe! Schon darum habe ich ihn lieb."

„Nun ja, wenn ich mir allerdings vorstelle, was er war, als er mit seiner Mutter hier ins Krankenhaus kam. Die Mutter blind und alt, und er einem Tiere ähnlicher als einem Menschen. Die Kinder liefen hinter ihm her, wenn er durch die Straßen torkelte und mit seiner rauhen Sprache unverständliche Worte murmelte. Dagegen ist er jetzt allerdings halbwegs vernünftig. Aber unheimlich bleibt er mir doch, und ich verstehe nicht, wie du so einen Menschen um dich haben kannst."

„Oh, er ist ganz verständig. Ich kann ihn so gut zu allerhand Botengängen gebrauchen. Ich gebe ihm einen Zettel mit, auf dem steht, was er holen soll, und er besorgt mir alles. Freilich, lesen kann er nicht und schreiben auch nicht. Aber soweit er ein Mensch werden konnte, ist er's geworden. Er kennt Arbeit und Tätigkeit und ist unermüdlich darin."

Soeben kam der Mann zurück. Er zog einen kleinen Handwagen hinter sich her, auf dem Kohlen und Holz lagen.

Klara rief ihn an: „Emil, du sollst nachher noch in die Stadt gehen!"

„Wohl, wohl, Madamchen, Emil gehen, gehen! Du upschriewe, upschriewe, Zettel migewe!"

„Ja, Emil, ich schreib's auf."

Der Blödsinnige schob die Mütze noch ein wenig weiter aus der Stirn und ging nickend ab. Dabei murmelte er immer vor sich hin: „Upschriewe, allens upschriewe."

Im Vorbeigehen warf er von der Seite dem Herrn Brachmann einen mißtrauischen Blick zu, als ahne er, daß der soeben nicht gut von ihm gesprochen habe.

Es war ja richtig, daß ein besonderes Verständnis für diese armen Geistesschwachen vorhanden sein mußte, um mit einem solchen Menschen Tag für Tag umzugehen.

Das Seefelder Siechen- und Armenhaus lag am äußersten Ende der Stadt, wo die Chaussee nach Klarahütte hinausführte. Klara kannte den Hausvater und war dort oft eingekehrt. Sie war auch wegen ihrer frischen, natürlichen und durchaus nicht hochmütigen Art immer ein gern gesehener Gast dort gewesen. Sie kannte all die armen Kranken, von denen manche schon jahrelang dort lebten.

Da war der alte Lenz, auch ein Blödsinniger, aber eine gute alte, harmlose Seele. Er war schon als Kind hier aufgewachsen und jetzt bald 60 Jahre alt. So hatte er sein Leben hier verbracht. Auf seinem runden Vollmondgesicht lag immer ein Lächeln, wenigstens wenn er satt war. Er nannte jeden Menschen „du" und hatte eigentlich noch keinem ein böses Wort gesagt. Er verdiente sich auch sein Essen reichlich, indem er im Garten arbeitete, Kartoffeln buddelte und allerhand Handreichungen tat. Dann gehörte zum alten Bestand des Hauses die Guste, die der Frau Inspektor in der Küche zur Hand ging. Die andern wechselten. So war vor zwei Jahren der Emil mit seiner alten Mutter hingekommen. Aus furchtbarem Schmutz und völliger Verlumptheit hatte sich der Hausvater die beiden auf Verlangen der Polizei abholen müssen. Die alte, blinde Mutter war dann bald gestorben; aber an Emil begann das Werk der Nächstenliebe, und wirklich gelang es, aus dem halb tierischen Wesen einen Menschen heranzubilden, der zur Tätigkeit, zum geregelten Leben, zu einer gewissen Art von Ueberlegung befähigt wurde.

So lernte ihn Klara kennen, und als dann die weisen Väter der Stadt gemeint hatten, nun könne der Emil sich auch allmählich sein Brot selber verdienen, er sei ja ein kräftiger, starker Mann von 30 Jahren, für den im Krankenhause kein Platz mehr sei, da nahm sich Klara Brachmann seiner an. Gewiß, er war gesund und kräftig; aber er wäre in kurzer Zeit wieder verlumpt gewesen, wenn man ihn sich selbst überlassen hätte. Das fühlte Klara, und das sagte auch der Hausvater aus seiner langjährigen Erfahrung heraus. Damit nun die Resultate aller Mühe nicht umsonst gewesen sein sollten, nahm sich Klara seiner an. Das war noch zu Lebzeiten des alten Herrn Brachmann. Der war ganz einverstanden, daß Klara ihren Schützling hierher brachte und ließ ihr darin völlig freie Hand. Sie gab ihm Arbeit im Garten und auf dem Hof, und ließ ihm darin völlig freie Hand, wenn er auch in der ersten Zeit von den Zieglern genarrt und gehänselt wurde, so hörte das allmählich auf.

Jeder kannte ihn bald und wußte, daß der Emil unter Fräulein Brachmanns besonderem Schutz stand. Natürlich war er in vielen Beziehungen nicht viel anders als ein Kind. So durfte er z. B. kein Geld in die Hände bekommen. Er hätte es sofort in Schnaps angelegt, und er wurde wieder zum Tier, sobald er getrunken hatte. Wollte Klara ihn für einen Gang extra belohnen, so erhielt er einen Zipfel Wurst, dann kannte sein Glück keine Grenzen. Sie hatte sich jetzt so an seine seltsame Art, an seine stotternde Sprache gewöhnt, daß sie ihn fast entbehrt hätte, wenn er plötzlich verschwunden wäre.

Sie wußte auch, er hing mit der Treue eines Hundes an ihr. Dagegen konnte sich Wilhelm Brachmann gar nicht mit seiner Anwesenheit befreunden. Er verstand ihn nicht, behauptete auch, der Mensch sei hinterlistig und tückisch, und nicht nur dumm. Er habe stets das Gefühl, als ob ihm ein Reptil über den Weg gelaufen sei.

Es war wieder einmal ein Punkt, in dem Bruder und Schwester nicht übereinkamen. Und nun gar erst die schöne Frau Eva! Die nahm die Schleppe zusammen und machte ein hochmütiges Gesicht, wenn sie dem Blödsinnigen auf der Ziegelei begegnete, und Emil wußte und fühlte das.

Dagegen liebte er die Tochter Wilhelm Brachmanns, die holde, kleine Elfe. Er hätte sie wie ein Hund bewacht, wenn Klara es ihm aufgetragen hätte. Elfe war ja oft bei den Tanten auf der Ziegelei, und wenn Onkel Henning zu Hause war, dann war sie stets dort. Der lustige Student tollte und tobte mit der Kleinen den ganzen Tag herum. Er schnitzte ihr Schiffchen und allerhand Spielzeug. Aber kürzlich hatte er sich Emils Unzufriedenheit zugezogen. Da hatte er der Kleinen eine Burg gebaut mit Aussichtsturm, Zugbrücke und Kanonen.

Nun wollte sie auch noch eine Kriegsausrüstung haben. So hatte er ihr einen hölzernen Degen geschnitzt, und nun sollte noch ein großer Speer dazu kommen. Weil Henning ihn glatt hobeln wollte, sollte Emil den Stab halten. Emil tat es auch; aber als er merkte, was für ein Werkzeug das werden sollte, wurde er unruhig und murrte: „Nich Mord spele, Henning, nich Mord spele! Lütt Dirn nich Mord spiele!"

Henning lachte und meinte: „Ih, Emil, weshalb denn nicht? Mord wollen wir ja auch gar nicht spielen, bloß Krieg!"

Aber Emil beharrte dabei: „Nich Mord spele — is nich gut!"

In Hennings lustigen Augen sprühten hundert Teufelchen. Er wollte gerade lachend erwidern, daß diese Holzinstrumente sehr wenig geeignet seien, einen Menschen zu ermorden, da sah er Emil verstörtes Gesicht. Er hatte ganz vergessen gehabt, daß er einen nichtnormalen Menschen vor sich hatte.

Jetzt lenkte er begütigend ein: „Laß gut sein, Emil, wir spielen nicht Mord damit. Wir hängen die hübschen Waffen in unsere Burg, nicht wahr, Kleine? Und da schmücken sie die große Wand."

Die Burg war am Ende des Gartens an einem großen Kartoffelteller angelegt. Roter Wein rankte sich um das einsame Plätzchen, das Henning zum Tummelplatz für sich und die Kleine erwählt hatte. Hier ließ sich's herrlich spielen. Einige Steinstufen führten auf ein kleines Plateau. Dort stand eine einfache Holzbank, die sich vor Jahren Gilfe dort hatte anlegen lassen, wenn sie sich zurückgezogen hatte, um als Backfisch schon ungestört ihren Träumen von der glänzenden Laufbahn einer großen Bühnenheldin nachzuhängen. Hier hatte sie gelesen und gedichtet und sich die ersten Rollen eingeübt.

Dann stand das Plätzchen lange Zeit verlassen und leer. Der praktischen Klara lag es zu weit ab vom Hause, da konnte sie nicht gleichzeitig ein Auge auf die Wirtschaft haben; denn selbst, wenn sie sich an einem schönen Sommertage in's Freie setzte, wollte sie eine Uebersicht über Haus und Hof behalten. Sonst hätte sie keine Ruhe mehr gefunden.

So legte ihr der Vater die hübsche Terasse am Hause an. Da war sie gleich im Freien, genoß Luft und Sonnenschein und konnte doch alles beobachten, was vorging, und war gleich zur Hand, wenn sie gewünscht wurde.

Sie war ja auch schon seit langen Jahren Hausmütterchen gewesen.

Und jetzt war sie mehr: jetzt war sie Hausfrau und Herrin und zugleich Mutter für all ihre Arbeiter, deren Interesse sich nicht nur auf die Leute übertrug, die ihr persönlich unterstellt waren, sondern auch auf deren Familien.

Es war schon zweimal vorgekommen, daß sie hilfreich hatte eingreifen müssen. Das eine Mal war es im Hause ihres Ziegelmeisters Thieme.

Thieme hatte eine große Familie, und die Kinder folgten sich wie die Orgelpfeifen. Aber sie waren frisch und gesund und wurden von der Mutter zu Ordnung und Tätigkeit angehalten.

Der Kleinste, Otto, war ein kugelrundes Kerlchen von vier Jahren der Liebling aller. Auch Klara hatte sich oft über den drolligen kleinen Mann gefreut, der so stramm auf seinen dicken Beinchen stand und so lustige Augen hatte. Sie hatte ihm manchen Apfel in die Hand gesteckt.

Eines Tages stürzte die Frau schreckensbleich in das Herrenhaus und bat um den Arzt, der Otto sei aus der Bodenluke gefallen, gerade auf den Kopf und liege wie tot.

Es wurde nach Doktor Jenssen telephoniert, doch der war über Land gefahren. Der alte Doktor Ewald aber hatte weder Telephon noch Wagen. So mußten erst die Pferde im Herrschaftshause angespannt werden, und bis der Arzt zugegen sein konnte, verging sicher eine ganze Weile. Deshalb sagte Klara: „Warten Sie, ich komme mit."

Als sie zu den Leuten kam, stand die ganze Stube voll jammernder Frauen. Die anderen Kinder weinten laut. Das verunglückte Kind lag unbeweglich auf einem Bett. Das Gesichtchen hob sich schneebleich von dem buntkarrierten Bettbezug ab.

Klara hatte zufällig vor kurzem gehört, man dürfe einen Menschen, der auf den Hinterkopf gefallen sei, nicht einschlafen lassen. Er entschlummere dann, um nie wieder zu erwachen.

Und hier standen alle diese Frauen und jammerten, und keine rührte eine Hand zur Hilfe.

Sie sagte zu Frau Thieme: „Bringen Sie doch diese Menschen hinaus, sie stören nur, und die Kinder sollen nicht so viel weinen."

Die Frau tuschelte aufgeregt mit den Nachbarinnen. Etwas beleidigt, zog sich eine nach der anderen zurück.

Klara hatte das Kind sofort in die Arme genommen. Sie sprengte ihm Wasser ins Gesicht und richtete das Köpfchen, das immer wieder kraftlos zurückfallen wollte, auf.

„Otto, Otto, wach doch auf! Sieh, was ich dir mitgebracht habe! Otto, soll ich dich tragen? — Nehmen Sie den Jungen und tragen Sie ihn im Zimmer umher", sagte sie zu der Mutter. „Wo ist Essig oder Salmiakgeist?"

Beides war nicht vorhanden. Sie schickte eines der Kinder in's Herrschaftshaus.

Dann fing sie wieder an: „Otto, hörst du mich nicht?"

Keine Antwort. Angstvoll wartete sie. Kam der Bote noch nicht zurück.

Ihr Mädchen erschien und brachte Salmiakgeist, Essig, Watte und Verbandsstoff, die die sorgliche Gertrud der Schwester eingepackt hatte.

Klara ließ den Kleinen die Essenz einatmen und rieb ihm die Schläfen mit Essig ein.

Endlich schlug er blinzelnd die Augen auf, um sie jedoch gleich wieder zu schließen.

„Gottlob, ein Lebenszeichen!"

Das nächste Symptom des erwachenden Lebens war allerdings heftiges Erbrechen. Also Gehirnerschütterung, wie Klara gefürchtet hatte. Wieder lag der Kleine bewußtlos, jetzt noch viel totenähnlicher denn zuvor. Wie verfallen das sonst so runde Kindergesichtchen war!

Die Mutter wollte wieder mit Jammern beginnen; aber Klara wurde sehr energisch.

„Er darf nicht stillliegen, tragen Sie ihn, sprechen Sie mit ihm. Ihre Stimme kennt er, die hört er eher."

Die Frau sagte gehorsam: „Otto, mien' Jung, hörst du mi? Otto, starw nich!"

Dann schluchzte sie: „Ach nee, Fräulein, he starwt!"

(Fortsetzung folgt.)